

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 12.

Sonntag, den 28. März 1897.

IV. Jahrgang.

Ende gut, Alles gut.

Novellette von Paul Göhe.

(Nachdruck verboten.)

Reinhard schien sich heute in ziemlich mißlicher Stimmung zu befinden. Die Hände in den Hosentaschen, den Blick auf den Fußboden geheftet, schritt er nun schon eine geraume Zeit in seinem behaglich eingerichteten Zimmer auf und ab. Bereits zweimal hatte er versucht, seine empörten Nerven durch eine Havana zu beruhigen, aber beide Mal flog dieselbe schon nach wenigen Zügen im weiten Bogen vor den Kamin. Wer Reinhard kannte, wußte, daß dieser Umstand das untrügliche Zeichen war, daß in seinem Innern etwas ganz Besonderes vor sich gehen mußte.

Die Lage, in der er sich befand, war aber auch keineswegs eine rosigte zu nennen. Reinhard war nämlich bis über die Ohren in die reizende Tochter des als wohlhabend bekannten Kaufmanns Große in S., einem kleinen Nachbarstädtchen, verliebt. Er hatte auch bereits den festen Entschluß gefaßt, um die Hand dieser „kleinen reizenden Nixe“, wie er sie nannte, anzuhalten. Erst heute Nachmittag wieder hatte er ihrer Familie, und was natürlich die Hauptsache war, auch ihr einen Besuch abgestattet, und gerade dieser Besuch war es gewesen, der Reinhard in die Stimmung versetzt hatte, um die, mit seinen eigenen Worten zu reden, er seinen Hund beneidete.

Reinhard glaubte nämlich, bei dieser Heirat zwei Fliegen mit einem Schlag zu treffen; erstens bekam er damit eine kleine, hübsche Frau und zweitens hoffte er, daß die Begleichung seiner nicht ganz unbedeutenden Schulden der Schwiegervater in so freundlichst übernehmen würde. Hierin sollte sich aber Reinhard gewaltig täuschen. Im Laufe der Unterhaltung hatte nämlich der gestrenge Herr Schwiegervater heute geäußert, daß seine Vermögensverhältnisse durchaus nicht so glänzende seien, als sie allgemein gälten, und aus diesem Grunde müsse sich sein eventueller Schwiegersohn mit einer Ausstattung und einem ganz geringen „Schmerzengeld“ begnügen. Am allerwenigsten brauche sich derselbe aber Hoffnungen auf Bezahlung etwaiger Schulden zu machen, überhaupt würde nie ein Mann seine Tochter bekommen, der nicht ganz schuldenfrei sei.

Reinhard, bei dem sich nach diesen Worten Alles zu drehen schien, war natürlich alle Lust an einer weiteren Unterhaltung gründlich verdorben, und ohne noch weiter

an seinen Voratz, mit dem er gekommen war, zu denken, empfahl er sich nach wenigen Minuten unter dem Vorgeben, er habe fürchterliches Kopfschmerz, eine Angabe, die bei der Familie nicht die richtige Würdigung zu finden schien.

Für Reinhard war jetzt guter Rath theuer. Was war zu thun? Die einfachste Lösung wäre gewesen, auf seine kleine Nixe zu verzichten, aber dazu konnte er sich doch nicht ohne Weiteres entschließen. Andererseits mußte er aber auch, wenn er sie sein Eigen nennen wollte, zunächst an die Regulirung seiner Schulden denken. Plötzlich blieb er mitten im Zimmer stehen, seinen rechten Zeigefinger an die Nasenspitze legend, ein Zeichen, daß sich ein großartiger Gedanke in seinem Gedankenapparat entwickelte.

Jetzt hatte er's! Da war doch der alte, reiche Renner, in dessen Familie er stets ein gern gesehener Gast war. Reinhard war mit dieser Familie durch die hübsche Tochter des Hauses bekannt geworden, und diese war wohl auch der Grund gewesen, warum er soviel in diesem Hause verkehrt hatte. Vor wenigen Wochen erst hatte sich die junge Dame, wahrscheinlich weil Reinhard keine Anstalten traf, sich zu erklären, mit einem jungen Offizier heimlich verlobt. Reinhard war damals über diese Hintergehung sehr erregt gewesen, besonders in Hinblick auf den gut gefüllten Geldsack des alten Renner. Doch dies bekümmerte ihn heute wenig. Wenn er dem alten Renner heute noch einen Brief schrieb, in dem er um die nöthige Summe bat, würde er sie ganz gewiß bekommen. Er würde dann sofort seine gesammelten Schulden bezahlen, so daß er also stat der vielen einzelnen nur noch einen Gläubiger hatte und diesen würde er schon zum Stillschweigen bestimmen. Lebte er dann recht solib und eingezogen, dann würde er diese Schuld auch sehr bald tilgen können.

Er war von dem Gelingen seines Planes so fest überzeugt, daß er gleichzeitig den Entschluß faßte, die heute so lässig vereitelte Bewerbung um die Hand der kleinen Nixe nun doch noch brieflich nachzuholen. Sofort setzte er sich an seinen Schreibtisch und verfaßte zunächst den Brief an Renner, in dem er ihm mittheilte, daß er vor dem Entschluß stehe, ein eigenes Heim zu gründen, daß aber sein zukünftiger Schwiegervater nur einen Schwiegersohn acceptiren werde, der vollständig schuldenfrei sei, und in dem er Renner bat, ihm in diesem heißen Punkte seine Unterstützung zu Theil werden zu lassen.

Natürlich müsse er um das tiefste Stillschweigen Renner's bitten.

Nachdem Reinhard dieses Schriftstück beendet, begann er auf einem zweiten Bogen in aller Form bei Große um die Hand seiner Olga anzuhalten, schrieb dann die Couverts, schloß die Briefe, trug sie ihrer Wichtigkeit wegen selbst zur Post und legte sich dann vollkommen beruhigt zu Bett.

* * *

Der nächste Tag war für Reinhard einer der schrecklichsten seines Lebens. Die Minuten wurden ihm zu Stunden. Quälte ihn doch die Ungewißheit über die Wirkungen seiner beiden Briefe ungeheuer. Endlich am andern Morgen brachte ihm der Postbote wenigstens einen der erwarteten Briefe. Mit zitternden Händen riß Reinhard das Couvert auf und überflog die wenigen Zeilen:

Geehrter Herr!

Wie ich Ihnen bereits bei Ihrem letzten Besuche mittheilte, sind meine pecuniären Verhältnisse keineswegs so gestellt, daß ich mich noch mit Darlehensgeschäften abgeben kann. Ich kann daher zu meinem lebhaften Bedauern Ihrem Wunsche nicht entsprechen.

Ergebenst

Otto Große.

Wie versteinert starrte Reinhard auf die Unterschrift dieses Briefes. Träumte er? Nein, es war wirklich so, dieser Brief trug die Unterschrift des Vaters seiner kleinen Nixe. Plötzlich ließ er sich, nach langem Sinnen, mit einem tiefen Seufzer in den hinter ihm stehenden Sessel fallen. Jetzt wurde es ihm klar! Er hatte an dem Abend in seiner Erregung die beiden Couverts verwechselt, und so war das Schreiben betreffs eines Darlehens an den Vater seiner Geliebten gelangt und dem zufolge mußte die Bewerbung Reinhard's in die Hände des alten Renner gekommen sein.

Durch die Entdeckung dieser Thatsache wurde Reinhard wieder in eine Gemüthsstimmung versetzt, die derjenigen von vor zwei Tagen in Nichts nachstand. Doch hier war schnelles Handeln erforderlich. Zunächst mußte er zu Renner's gehen, um die Situation aufzuklären, denn was würden diese gesagt haben, wenn Reinhard um ihre bereits verlobte Tochter anhielt. Eben hatte er die Thürklinge in der Hand, um sein Zimmer zu verlassen, als ihm der Postbote einen zweiten Brief brachte. Mit fieberhafter Ungebulb riß Reinhard den Umschlag ab. Die Zeilen, die er hier las, machten ihm das Blut erstarren.

Sehr geehrter Herr!

Durch Ihren Brief fühle ich mich sehr geehrt, und ich gebe Ihnen gern mein Jawort, umsomehr, als ich Sie schon lange Zeit im engeren Verkehr als solchen und tüchtigen Mann kennen gelernt habe. Ich und Olga erwarten Sie heute Vormittag 11 Uhr zum Frühstück.

Mit besten Grüßen

Ihr Max Renner.

Reinhard war einfach sprachlos, stand denn die Welt auf dem Kopfe, oder was war mit ihr? Olga Renner war doch verlobt, und hier in diesem Briefe wurde sie ihm als Frau zugesprochen. Er mußte Klarheit haben, er mußte zu Renner. Den ziemlich langen Weg benutzte er dazu, sich seine geplante Rede, die er bei Renner anbringen wollte, zurecht zu legen. Sein fester Entschluß war natürlich, den alten Renner über die Situation aufzuklären und die ihm aufgezwungene Verlobung rückgängig zu machen.

Mit klopfendem Herzen zog er die Thürglocke. Das Dienstmädchen, dem er bereits bekannt war, öffnete und bot ihn einzutreten. Er war eben damit fertig, sich im Vorzimmer seiner Ueberkleider zu entledigen, als eine Seitenthür geöffnet wurde und Olga Renner in deren Rahmen erschien. In dem einfachen aber hübschen Costüm, das sie in Würdigung des feierlichen Momentes angelegt hatte, bot sie einen geradezu entzückenden Anblick.

Als sie Reinhard ansichtig wurde, eilte sie freudestrahlenden Angesichts mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, und ehe er sich erholt, hatte sie ihn umschlungen und bot ihm ihr rosiges Mündchen dar, auf welches er auch ganz mechanisch, ohne zu wissen, was er that, einen langen Kuß drückte.

In demselben Augenblicke kam auch schon Renner herbeigeeilt, um Reinhard beide Hände zu reichen und ihn herzlich begrüßend in den Salon zu schieben. Hier wurde Reinhard zum Sopha geführt und zum Sitzen gezwungen, worauf Olga sich neben ihm niederließ, während sich Renner einen Stuhl vor das Sofa zog. Die Unterhaltung wurde ausschließlich von Renner geführt, so daß Reinhard und Olga überhaupt nicht zu Worte kommen konnten. Reinhard konnte Alles noch nicht fassen, er hörte resignirt dem Wortschwall des Renner zu.

„Es ist doch gut, daß Olgas Verlobung mit dem Lieutenant noch rückgängig gemacht worden ist, denn auf Sie als Schwiegersohn hatte ich immer ein Auge geworfen, aber Sie schienen damals trotz meiner mehrfachen Aufmunterungen nicht den Muth dazu zu finden,“ fuhr Renner, der seiner Freude über den unerwarteten Schwiegersohn, immer noch nicht Herr geworden war, fort.

Also das war die Lösung des Räthfels. Olgas Verlobung mit dem Offizier war rückgängig gemacht worden. Ein Stein fiel Reinhard vom Herzen, und je länger er Olga in die schönen blauen Augen schaute, desto mehr fühlte er das Verlangen in sich, dieses kleine, unfreiwillige begonnene Abenteuer zu Ende zu führen. Er vergaß seine kleine Nixe ganz und gar und fand sich immer mehr und mehr in die Rolle eines Verlobten, und als er am späten Abend Abschied nahm, schied er von Olga Renner als deren wirklich Verlobter.

Reinhard ging an diesem Abend noch beruhigter ins Bett als vor zwei Tagen. Konnte er doch mit dem Resultat dieser Verwechselung wohl zufrieden sein. Wenn er auch nicht seine kleine reizende Nixe hatte, so hatte er eine kleine, ebenso reizende Braut und . . . einen reichen Schwiegervater, der seine Schulden bezahlte.



Pantoffelhelden.

Von Eugen Ibsen.

(Nachdruck verboten.)

Es ist kein Fühchen zu klein, daß nicht unter seinen Pantoffel ein Mann kommen könnte. Ja, ich glaube, daß die kleinsten Pantoffelchen sogar die größte Macht auszuüben vermögen. Und die Macht eines Pantoffels ist zuweilen größer, als die Kraft und Gewalt des größten, stärksten Mannes. Wer kennt nicht die Geschichte von jenem hohen Militär, vor dem auf dem Exercierplatz und in der Kaserne ein paar tausend Männer, tüchtige, kräftige, starke Männer zitterten und der, sobald er in die Thür seiner

Stomane und abwechselungsreicher Unterhaltungsliteratur bedarf dankbar zu erwählen suchen.
Bei Bestellungen und Einfäulen von Abenten wolle man sich gültig ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Friedrichsen's Unterhaltungsblattes“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Bitte zu lesen!

Unsere geehrten Leserinnen werden höflich ersucht, den **Wochenblatt der Unterhaltungsblätter** in ihre Stuben- und Bekanntenkreise zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Rückantworten auf die betr. Anfragen des „Wochenblatt der Unterhaltungsblätter“ begnügen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unserer Blattes beitragen.

Wohnung trat, Wachs in den Händen seiner Frau war und ihrem leisesten Winke gehorchte.

Es ist nun nach meiner Ansicht durchaus keine Schande, ein klein wenig Pantoffelheld zu sein. Schon die Forderung des Dichters: „Geh den Weibern zart entgegen,“ schließt, sobald sie sich auf die eine, eigene Frau erstreckt, ein wenig Pantoffelheldenthum in sich. Jeder gute, das heißt liebevolle Ehemann ist ein wenig Pantoffelheld, und es ist daher nach meiner Ansicht keine Schande, das einzugestehen. Pantoffelheld ist immerhin noch etwas sympathischer als Pantoffelsklave, und diejenigen, die des Pantoffels spotten, sind seinen Schwingungen am meisten unterworfen.

Doch wie sehr auch in gewisser Beziehung unter dem Regiment des Pantoffels fast jeder schwächet, oder auch nicht schwächet, sondern sich ganz wohl dabei fühlt, so wird doch fast jeder Pantoffelheld sich davor scheuen, sein Heldenthum vor Anderen einzugestehen oder von Anderen gar entdeckt zu sehen.

Ganz besonders unangenehm aber muß es sein, wenn vor einem tausendköpfigen Publikum von der Bühne herab der Pantoffel gezeigt wird, unter welchem ein Sänger steht. Diese Unannehmlichkeit ist vor etwa zehn Jahren einem bekannten deutschen Sänger einmal in Amerika passiert.

Der bekannte deutsche Sänger ist der Gatte einer berühmten deutschen Sängerin, die einen ganz vulgären Namen à la Schulze und Müller durch die Kunst ihres Gesanges zur Berühmtheit gebracht. Die Sängerin wurde insbesondere auch dadurch viel genannt, daß sie einst kontraktbrüchig wurde und nach dem Goldband des Gesanges, Amerika, ging. Hier ereignete sich jener Fall, von dem ich erzählen will. Das fünfzigjährige Künstler-Zubläum eines amerikanischen Bühnenkünstlers wurde gefeiert, und dieses seltene Fest wurde durch eine Benefizvorstellung im Metropolitan-Opernhaus festlich begangen. Was damals nur an Gesangsgrößen in New-York anwesend war, wirkte in dieser Benefizvorstellung mit, nur jenes Künstler-Ehepaar nicht. Zwar hatte der Gatte ebenfalls seine Mitwirkung zugesagt, aber im letzten Augenblick zurückgenommen, so daß das Programm noch in letzter Stunde geändert werden mußte. Das fiel natürlich auf im Publikum und der jubelnde Künstler-Benefiziant sah sich daher veranlaßt, eine Erklärung darüber zu veröffentlichen. In einer Ansprache am Schlusse der Vorstellung bedankte sich der feiernde und gefeierte Künstler bei dem Publikum für die ihm zu Theil gewordenen Auszeichnungen und Ehrungen und bei den Mitwirkenden für ihre Theilnahme. Dann fuhr er, auf die Abänderungen im Programm eingehend, welche durch die Absage bedingt wurden, fort und sagte unter Anderem: „Ich hoffe, daß sie Herrn K. entschuldigen werden. In meiner langjährigen Erfahrung ist er der Erste, der bei seiner Entschuldigung bei der Wahrheit geblieben ist. Er ließ mir mittheilen, daß er absagen müsse, weil ihm seine Frau nicht erlauben wolle, in meinem Benefiz zu singen. Das ist ein triftiger Grund. Ich bin selbst ein verheiratheter Mann und überlasse es jedem hieranwesenden verheiratheten Manne, ob es eine Appellation gegen das Verdict der Ehegattin giebt.“

Diese Malice des Künstlerjubilar's war freilich nicht sehr nett, denn immerhin hätte ihn der Freimuth, mit dem der Sänger seinen Pantoffel ertrug, — er konnte von sich singen: „Ganz ein Sänger und ein Held!“ — mit Bewunderung erfüllen müssen.

Doch steht der Sänger mit seinem Pantoffelheldenthum keineswegs einzig da. Vor einiger Zeit ereignete sich in einer kleinen deutschen Stadt ein Vorfall, der zeigte, daß es mehr so gute Leute giebt, die ungeschont, öffentlich sogar ihre Abhängigkeit vom Pantoffel dokumentieren. Der Vorsitzende einer gutbürgerlichen Versammlung jenes Ortes stellte, als die Debatten vollständig erschöpft waren, zum Schlusse die Frage, ob etwa sonst noch Jemand zur freien Diskussion das Wort verlangen wolle. Da erhob sich denn ein ehrbarer, älterer, jovialer Herr und sprach: „Ich hätte wohl den Wunsch, daß die Herren von der Presse, die uns immer in dankenswerther Weise ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit schenken, den Schlußsatz weglassen möchten.“ Der Vorsitzende verstand diesen Antrag nicht sogleich, und nun erläuterte der Interpellant — übrigens unter Beifall der „älteren Herrn“ — seinen Wunsch dahin: „Ich meine das nämlich so: Unsere Versammlung ist zum Beispiel heute um zehn Uhr zu Ende. Und da das verhältnismäßig früh ist, geht man noch ein Glas Bier trinken. Es werden wohl auch manchmal zwei Glas; ein paar Herren spielen Skat, und man kribzt ein Viertelstündchen, und so kommt man sachte „dusement“ gegen 1 Uhr nach Hause. Am andern Morgen sitzt man nichts Böses ahnend, beim Kaffee und liest die Zeitung, und da hält einem dann die theure Gattin den Versammlungsbericht vor die Nase, wo in der letzten Zeile steht: Schluß der Versammlung, heimgekommen! ? Natürlich giebt es dann einige unangenehme Auseinandersetzungen. Was liegt den Herren von der Presse daran, Schluß zehn Uhr zu schreiben.“ Der freimüthige Interpellant und Pantoffelheld schien in der That den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, denn sein Antrag fand die allgemeinste Unterstützung und der Vorsitzende übermittelte denselben unter vieler Heiterkeit an die Mitglieder der Presse.

Daß mächtige Fürsten unter dem Pantoffel gestanden haben, ist wohl bekannt. Die „Frauenzimmerpolitik“ spielte zu allen Zeiten und bei allen Völkern dann und wann einmal eine Rolle, und nicht immer war es die Politik der Frauen, sondern auch manchmal eine Politik der Maitressen.

Aber daß auch sonst noch der Pantoffel auf die Gesetzgebung und Politik Einfluß ausüben kann, zeigt das folgende wahre Geschichtchen eines verstorbenen Reichstagsabgeordneten:

Zu den regelmäßigsten Tribünenbesucherinnen des deutschen Reichstages gehörte die Gattin jenes Parlamentarier's, der in seiner norddeutschen Heimath als Bürgermeister ein kleines Gemeinwesen leitete und sich von anderen Abgeordneten dadurch in bemerkenswerther Weise unterschied, daß er das ehrwürdige Haupt stets mit einem Sammetkäppchen bedeckt trug. So oft nun die Dame ihren Stammth oben auf der Tribüne einnahm, geschah es, daß ihr Gatte sich unten im Saale von seinem Sitze erhob und — sich zum Worte meldete. Böse Zungen behaupteten, es sei die einzige Gelegenheit, bei der es dem Abgeordneten möglich sei, seiner Gattin zu imponieren, und so brachte es denn der Pantoffel, unter dem der Herr Reichstagsabgeordnete stand, zu Wege, daß der Parlamentarier ungemein rege an der deutschen Gesetzgebung theilnahm. Eines Tages aber geschah es, daß der sonst so liebenswürdige Präsident — Herr von Simson war es damals, — den sich zu Worte meldenden Abgeordneten überfah, und zwar nicht einmal, sondern auch

beim nächsten Male. Da rief dem Abgeordneten der Geduldsfaden, er erhob sich und rief zum Präsidententisch hinüber: „Ich habe mich bereits zum dritten Male zum Worte gemeldet...“ Um den Mund des Präsidenten spielte ein feines Lächeln, er wandte den Kopf zur Tribüne und sagte: „Entschuldigen Sie, erst jetzt sehe ich — sie!“ Ein wahrer Heiterkeitssturm durchzog das Haus, welcher der Abgeordneten-Gattin oben auf der Tribüne sicherlich nicht sehr angenehm in den Ohren klang.

Die Herrschaft des Pantoffels ist in allen Gesellschaftssphären heimisch, und wenn auch irgend ein weißer Mann einmal behauptet hat, je schöner die Frauen gewachsen seien, desto weniger seien wir Männer ihnen gewachsen, so war der Pantoffel häßlicher Frauen ebenso mächtig wie derjenige schöner; alte Frauen schwingen ihn ebenso wie die jungen, und verschiedenartig sind die Mittel, mit denen die Frauen operieren, um diese Macht zu erreichen.

Albert Roderich hat Recht, wenn er sagt:

„Schöne Weiber, die nichts taugen,
Fangen die Männer mit den Augen;
Aber Frauen von echter Güte
Gewinnen die Herzen mit dem Gemüthe.“

Für unsere Frauen.

* **Englisches Foscereemoniel.** Ueber das Foscereemoniel unter Königin Victoria bringt eine englische Zeitschrift folgende interessante Schilderung: Wenn die Königin in Schloß Windsor Gäste zu sich bittet, so geschieht dies auf folgende Weise: Einen Tag vor dem Dinnor schickt der Lord Steward Einladungen aus, die gewöhnlich telegraphisch überliefert und erwidert werden. „Im Auftrage Ihrer Majestät läßt der Lord Steward — — (hier folgt der vollständige Titel) zum Dinnor im Schloß Windsor ein und — — wird gebeten, die Nacht daselbst zu verweilen.“ — Auf diese Einladung antwortet man telegraphisch: „— — — nimmt mit Vergnügen die Einladung Ihrer Majestät für morgen Abend zum Dinnor an.“ — Hierauf erhält der Bevorzugte eine zweite Depesche vom Lord Steward, in welcher er gefragt wird, um welche Zeit er ankommen gedenkt. — Der Zug, den die Gäste gewöhnlich benutzen, geht kurz nach 5 Uhr Nachmittags aus Paddington Station ab und kommt um 6 Uhr in Windsor an. Dort warten bereits die königlichen Equipagen mit den Dienern in der Windsor-Livree auf der Plattform, und der Lord Steward empfängt die Eingeladenen persönlich. Sobald sie im Schloß angekommen sind, werden alle, Damen oder Herren, in die für sie bestimmten Gemächern geleitet. — Es ist Sitte, daß die Herren ihren Kammerdiener, die Damen ihre Jofen mitbringen. Jedem einzelnen Gast wird ein Wohn-, Schlaf-, Ankleide- und Badezimmer zur Verfügung gestellt. — Wenn 9 Uhr, die Dinnersunde, herannäht, begeben sich die Eingeladenen in das Vorzimmer zum eigenen Speisesaal, wo ihnen ihre Tischplätze angewiesen werden. Die Gäste stellen sich hinter ihren Stühlen auf, wenn die Königin pünktlich um neun Uhr, von den Mitgliedern ihrer Familie begleitet, erscheint. — Die Mahlzeit dauert selten länger als eine Stunde; der Tisch ist verschwenderisch mit Blumen und Silber- und Goldgeschirr bedeckt. Die Lakaien serviren in ihrer Staatslivree — rothem Frack, blauen Sammetniebosen mit Goldspitzen, weißseidenen Strümpfen und Glanzlederschuhen mit silbernen Schnallen. Während des Essens wird nur gedämpft gesprochen, und die Königin redet höchst selten jemanden, mit Ausnahme ihres nächsten Nachbarn an. Bei diesen Mahlzeiten trinkt sie niemals Wein, sondern stets Whisky mit Wasser vermischt. — Nach beendetem Mahl begiebt sich die Königin in den Corridor, wohin ihr ihre Gäste folgen und wo sie gewöhnlich jedem Einzelnen ein paar freundliche Worte sagt. Dann zieht sie sich wieder in ihre Privaträume zurück, die Hofdamen und die weiblichen Gäste versetzen sich in den Salon und die Herren in das Rauchzimmer, das sie nach einer halben Stunde verlassen, um den Damen Gesellschaft zu leisten.

Goldkörner.

Leg' deinen Kummer in ein Nächeln
Und all dein Sehnen in ein Lied,
Damit kein lieblos kaltes Auge
Dein tiefes bitt'res Herzweh sieht!
Sag' deinen Kummer nur dem Freunde,
Verschweig' den Menschen schon dein Leid —
Sie rauben dir mit ihren Worten
Selbst deines Herzens Heiligkeit.

Der Mond wird ewig angebeißt
Von allen Mäusen dieser Welt,
Verzeihen können sie's ihm nie,
Daß er nicht auch ein Mops wie sie.

Für Haus und Herd.

* **Semmelkloßchen.** Man rührt 10 Gramm Butter zu Sahne, fügt nach und nach drei ganze Eier, Salz, Mustard, eine Kleinigkeit Zucker und soviel geriebene Semmel hinzu, daß sich ein nicht zu derber Teig bildet, der sich leicht formen läßt. Als Suppeneinlage dürfen die Kloßchen nur nußgroß gemacht werden.

* **Speckbraten.** Man nimmt hierzu ein mürbe abgelegenes Ochsenfleischstück, klopft es gut, salzt und spickt es gut. Dann schneidet man Speck in dünne Schnitten, ebenso viele Zwiebeln, brät beides langsam ab, legt das Fleisch hinein, brät es zugedeckt von allen Seiten an und gießt dann etwas kochende Brühe zu, um es weich zu dünsten. Der Bratenstift wird durchgeseigt und mit Mehl einbrennen verbittet, sowie mit etwas Rothwein versetzt. Er wird über das Fleisch gegossen und dieses mit gerösteten Erdäpfeln umkränzt, mit beliebigem Gemüse zu Tisch gegeben.

Räthselecke.

1. Schiebe-Räthsel.

Kirche	Gastein	Milan	Saat
Netter	Roos	Wafa	Weimar
Bäuser	Schnee	Berlin	Böwe

Meer.

Die obigen 13 Wörter sind untereinander zu schreiben und so lange nach der Seite hin zu verschieben, bis eine senkrechte Reihe einen allberehnten deutschen Fürsten nennt. Ist dies der Fall, so nennt eine andere senkrechte Reihe ein patriotisches Fest.

2. Kreuz-arithmograph.

1	ein Vokal,
4 2 2	eine Spielart,
5 4 3 3 1	eine maschinelle Einrichtung bei Bauten,
1 2 3 4 5 6 7	ein um die Kriegschirurgie hochverdienter deutscher [Gelehrter,
6 1 5 1 2	eine römische Gottheit,
4 6 7	ein Ausruf,
7	ein Konsonant.

Die sich kreuzenden Mittelreihen ergeben das Gleiche.

3. Wer erräth's?

Benutze die „Erste“ und zeige die „Zweite“, —
Und mit dem „Ganzen“ vorwärts stets schreite!

Auflösungen der Räthsel aus No. 11.

1. **Füllräthsel:** Gerol, Franz, Jonas.

2. **Palindrom:** a) Israel, b) Erail.

3. **Wer erräth's:** Ei — fern, Eisern.

Richtige Räthsel-Auflösungen sandten ein: Helene Heerwagen, Oskar Wagner, Wilhelm Hartmann, Anna und Fritz, Abonnent in der Webergasse, ein alljährlicher Gurgast, sämtlich hier, J. Fall, commis voyageur in B., zwei Abonnenten aus dem blauen Ländchen, W. E. in Erbach a. Rh., Gustav B. in Jbsheim und Adolf Becker in Langenschwalbach.